

Am häuslichen Herd

Wöchentliche Beilage zum Merseburger Korrespondent

Nr. 14

Merseburg 6. April

1923

Deutscher Sinn.

Troh mit Freunden rasch gelebt,
Herz zum Herzen hingestrebt,
Von des Frühlings Luft getränkt,
Geistes Aug' in Geist verankt,
Ist des Deutschen Eitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunst und Wissenschaft
Fremder Himmel Hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt,
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empört sein Gefühl,
Fremder Rechte loses Spiel;
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr und Freiheit unser Stern.

Kriedrich Schlegel

Adalises Ehe.

Roman von Erich Ebenstein.

14) (Nachdruck verboten.)
„Natürlich! Ein famoser Einfall. Und zur Befestigung der
Stimmer begleite ich Sie, Liebes Kind!“ sagte die Baronin, sich rasch
erhebend.

Aber auch Fräulein von Leupold erhob sich.
„Ich gehe auch mit. Ich möchte Wents Zimmer sehen!“ Sie
klingelte Adalisse verschämt zu, indem sie sich an ihren Arm hing.
„Es ist so nett von dir, daß du ihn einlädest!“
Adalisse lächelte gestreut.

„Gott, ich weiß doch, March...! Da war es doch ganz selbstver-
ständlich. Mirte nur nicht zu arg mit ihm, sonst mußt du ihn schließlich
doch noch heiraten!“

„Einen Deutschen? Niell! Ich erziehe ihn ja bloß zum wahren
Gentleman. Das beglückt ihn und mir — macht es Spaß!“

Die Baronin war nicht ganz zufrieden mit Wents Begleitung.
Man sah ihr an, daß sie viel lieber mit Adalisse allein gewesen wäre.
Es gelang ihr auch später, während des Spazierganges nicht, zu einem
Gespräch unter vier Augen mit ihr zu kommen, denn March wich nicht
von der Freundin Seite. Auch Andermatt gab sich im Gegensatz zu
seiner sonstigen Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht Sport war, heute
auffallend Mühe, der schönen Hausfrau den Hof zu machen.

Lo war nicht gekommen.
Als man knapp vor Tisch zurückkehrte, stand sie frisch und rosig in
der Halle und begrüßte Adalisse mit einer stürmischen Umarmung.
„Wie hübsch, daß du wieder gesund bist! Es ist gar nicht nett
ohne dich hier! Bist du böse, daß ich so lange fortblieb? Ich dachte,
du wärest noch krank...“

„Aber Lo! Wie werde ich denn böse sein! Wir haben doch be-
stimmt, daß jeder völlig frei sein soll in Karolinenruhe und tun und
lassen kann, was er will.“

„Ja. Und gerade das ist so wundervoll! Aber man laßt uns rasch
zu Tisch gehen. Ich habe einen Bärenjäger und deine Herren warten
auch schon, glaube ich.“

„Ich komme sofort. Geh einstweilen voraus, Lo. Ich wechsle nur
rasch das Kleid.“

Es gelang der Baronin Schillenstein nun doch, Adalisse einen
Augenblick für sich allein zu haben, indem sie sie einfach an der Tür
ihres Ankleidezimmers erwartete und mit ihr nach dem Wohnzimmer ging.
„Geben Sie acht, Kind.“ begann sie sogleich in mütterlich besorgtem
Ton. „Du bist eine kleine Teufelin! Sie geht darauf aus, Ihnen Ihren
Eoggenbürger wegzuschmuggeln. Gestern als er so traurig war über
Ihre Abwesenheit, behauptete sie, ihn tödlich zu müssen und tolltietzte
ganz auffallend mit ihm. Bis er wirklich ganz vergulgt wurde und,
ich fürchte fast... ein hübschen Feuer fing! Und ich weite, dieser
Woggenritt heute war auch nicht ohne...“

„Aber, liebe Baronin!“ Adalisse lachte hell auf und sah die
Baronin belustigt an. „Was fällt Ihnen nur ein? Erstens ist Lo
doch meine Freundin und würde nie daran denken, mir einen... Un-
beber abtrünnig machen zu wollen. Zweitens nehmen Sie das Dishesen

Schwärmerci des Bringen viel zu ernst, wenn Sie meinen, ich sollte
„acht geben“, es nicht zu verlieren, und drittens widersprechen Sie sich
selbst, Liebste. Denn wenn er wirklich für mich schwärmte, könnte er
doch nicht im Sandumdrehen auch für eine andere Frau sich begeistern!“

„O doch! Sie kennen die Männer nicht, Kind! Und noch weniger
die Macht einer Frau, wie Lo, über Männer vom Schlag des Bringen!“
Adalisse lachte noch stärker.

„Mag es Lo doch versuchen! Ich werde sie sicher nicht daran
hindern!“

„Aus Gleichgültigkeit oder — Siegesgewißheit?“ forschte die
Baronin neugierig. Aber Adalisse ließ sich nicht ausfragen. Sie nahm
plötzlich eine etwas hochmütige Miene an.

„Ich habe mir wirklich noch nicht Zeit genommen, darüber nach-
zudenken, meine Liebe.“ sagte sie gemessen.

Innerlich aber beunruhigte sie der Gedanke über die Masken. Lo
konnte wirklich meinen, ihr Schwärmerci abspenstig zu machen. Diesen
rur allzu Getreuen, allzu Verliebten, der fast starb vor Sehnsucht,
sie zu sehen! Ach nein — den verlorste keine andere.

Bei Tisch ging es heute sehr lebhaft zu. Die Damen sprachen von
dem geplanten Waldfest, für das sie einen prächtigen Platz in einer
tannenumrahmten Waldwiese gefunden hatten, die sie Lo Andermatt
nun beschrieb. Man besprach Einzelheiten, machte Vorschläge und be-
schloß zuletzt, das Waldfest erstens in Kostüm, zweitens schon sehr
bald zu feiern.

Die Herren unterhielten sich über die neue Fabrik. Graf Ander-
matt ließ sich trotz seiner Spöttereien am Morgen scheinbar sehr inter-
essiert über die Eröffnungsfester berichten, und machte große Augen,
als Manfred die Namen der Gäste nannte.

Auch die Damen horchten einen Augenblick verwundert auf, als
sie hörten, Fürst Eckart von Eckartzen-Schloßstein sei dagewesen und
ein Sektionschef aus dem Handelsministerium.

„Und darf man denn nun endlich erfahren, was in Ihrer Fabrik
gearbeitet wird?“ wandte sich der Graf an den Hausherrn.

„Gewiß.“ antwortete Leo Gottulan höflich. „Da wir seit drei
Tagen das Patent für unsere Erzeugnisse in Händen haben, liegt kein
Grund mehr zur Geheimhaltung vor. Wir verwerten dort eine Er-
findung meines Schwagers, aus Holzstoffsäure und Leberabfällen einen
äußerst dauerhaften Leberersatz herzustellen. Die Verwendungsmöglich-
keit ist fast unbegrenzt, da das mit Hilfe eines besonderen chemischen
Verfahrens hergestellte Präparat ebenso haltbar als schmeckbar und
wasserlöslich ist, wie echtes Leber. Gegenwärtig arbeitet mein Schwager,
der Teilhaber an der Fabrik ist, daran, seine Erfindung noch weiter
auszubauen. Wir hoffen, dadurch künftig aus dem neuen Stoff, den
wir „Mana“ nannten, nicht nur alles herstellen zu können, was man
bisher aus Leber machte, sondern auch, indem wir „Mana“ härten,
Gefäße und überhaupt Gegenstände von starren Formen zu arbeiten.“

„Das ist ja sehr interessant.“ nickte Andermatt, der sich bei der
ganzen Sache weiter nichts rechtliches vorstellen konnte, scheinbar sehr
verständnisvoll. „Ein Leber-Ersatz also, der „Mana“ heißt! Und haben
Sie denn auch schon Bestellungen darauf, Herr Gottulan?“

„Mehr, als wir gegenwärtig werden bewältigen können!“
„Darf ich mir gleich ein Paar Stiefelchen bei Ihnen bestellen,
Herr Gottulan, um zu sehen, ob dieses „Mana“ wirklich gut ist?“ rief
Lo in ihrer burlesken Art über den Tisch herüber.

Gottulans helle Augen richteten sich spöttlich auf sie.

„Leider muß ich diese Auszeichnung vorläufig ablehnen, Gräfin...“
„Aha! Es hat also doch noch einen Haken mit der Sache, nicht
wahr? Ganz so brillant wie Leber scheint Ihre „Mana“ doch nicht zu
sein, da man keine Stiefelchen daraus machen kann!“

„Man könnte es gemiß. Aber wir befaßen uns vorläufig nicht da-
mit — ich meine mit Privatstunden und Einzelausführungen — da
wir gegenwärtig ausschließlich staatliche Lieferungen zu leisten haben.“

„Oh — Sie arbeiten wirklich für den Staatsbedarf? Dann muß
ja die Sache sehr gut sein!“ bemerkte Andermatt erstaunt.

„Ja. Ich glaube, daß ist sie auch.“

In diesem Augenblick trat der Diener ein und überbrachte dem
Hausherrn eine Depesche. Gottulan las sie, wurde bleich und schob
sie dann langsam in die Tasche.

Gleich darauf hob Adalisse die Tafel auf. Man wünschte sich ge-
jegnete Mahzeit und begab sich wie gewöhnlich auf die Terrasse, wo
Kaffee und Biscuits gereicht wurden.

Gottulan folgte den Gästen heute nicht, und ein Blick von ihm hielt
auch Manfred zurück.

„Bitte, geh einstweilen in mein Arbeitszimmer, ich komme gleich
nach.“ Dann ließ er Adalisse durch einen Diener ersuchen, gleichfalls
einen Augenblick in sein Zimmer zu kommen.

Als Adalisse etwas erstaunt eintrat, schob er ihr höflich einen
Stuhl hin.

„Ich habe euch beiden leider eine traurige Mitteilung zu machen,“ sagte er ernst. „Mara telegraphierte mir gestern, daß Onkel Lebrecht verschieden ist. Er hatte gestern abend schon einen leichten Schlaganfall, der sich in der Nacht verstärkt wiederholte. Um elf Uhr verschied er dann.“

Einem Augenblick saßen die Geschwister wie gelähmt da. Dann brach Abalisse in Tränen aus.

Der arme, Guter! Er war immer wie ein Vater zu uns, seit Papa tot ist! Schluchzte sie.

Auch Manfred war tief erschüttert. „Arme Mama! Für sie wird der Verlust ganz unerträglich sein. Onkel hat ihr so viele Sorgen erspart und jeden Stein aus dem Wege geräumt!“

„Dies fortan in gleicher Weise zu tun, muß nun unsere Aufgabe sein. Mama ist nicht gewöhnt, selbst für sich zu sorgen, also müssen wir es tun,“ sagte Leo. „Ich denke, es ist am besten, wenn ihr gleich zu ihr fahrt. Bei meinen Vätern werde ich dich unterstützen, Abalisse.“

„Ja, bitte... ich möchte jetzt wirklich niemand sehen...“ sie war ganz verstört und blickte hilflos vor sich hin. Dabei gingen die Gedanken in ihrem Kopf wie ein Wühlrad. Wühlte sie auf.

„Mein Gott, und morgen sollen ja Gärtner kommen und Kittenmeister von Wenz! Was lange ich an? Ich kann doch jetzt nicht das Haus voll Gäste haben...“ sie schluchzte wieder.

„Nein, das wird wohl nicht gut gehen. Wenn du mir die Abresen der Herrschaften gibst, will ich es gern übernehmen, ihnen abzusagen. Und nun fasse dich, Abalisse. Man muß immer den Kopf oben behalten, auch in solch traurigen Stunden.“

Sein teilnehmender, gütiger Ton und die Ruhe, mit der er alle Einordnungen traf, taten Abalisse wohl. Unstet sah sie zu ihm auf. Bitterkeit erwartete sie, daß er sie nun in die Arme nehmen und trösten würde.

Aber nichts dergleichen geschah. Leo Gottulan wandte sich an Manfred und besprach halb laut einige Anordnungen für das Begräbniß. Dann ging er, um den Chauffeur zu verständigen, da sie mit dem Auto rascher als mit der Bahn zur Stadt kam.

Eine Stunde später fuhr Abalisse mit Manfred von Karolinenruhe fort. Niemand von ihren Gästen ließ sich dabei blicken oder hatte vorher berichtet, sie zu sehen. Nur Gottulan stand mit eruster Miene auf der Rampe und blickte dem Gesährt nach, bis es in Standwolken verschwand.

Abalisse empfand über die vollkommene Zurückhaltung ihrer Gäste besonders über Leo's und Mary's Verhalten ein leises Erstaunen.

Hatten sie denn gar nicht das Bedürfnis, ihr ein paar herzliche Worte zu sagen. Sie wußten doch ganz gut, daß Onkel Lebrecht ihr zweiter Vater gewesen war. War es Eitelkeit oder — Mangel an Teilnahme, was sie so unerschütterlich blieben ließ?

In Karolinenruhe war es sehr still geworden seit dem Tode des Generals, der nicht nur zur Folge hatte, daß allen weiteren Gästen abgelaugt werden mußte, sondern der auch die geplanten Vergnügungen unmöglich machte.

Haberm erwartete man demnach Abalisses Mutter, Schwester und die Kusine.

„Auch keine angenehme Aussicht“, meinte Mary von Neupold aufsehend, „unter lauter Trauergeisten herumzubummeln, die einem womöglich noch jedes Radchen verübeln werden!“ Sie ärgerte sich sehr, daß nun Wenz nicht kam und sie selbst Karolinenruhe nicht gut verlassen konnte.

Denn als Abalisse damals vom Begräbniß des Generals zurückkam, hatten ihre Gäste aus „Rücksicht“ auf die Trauer abziehen wollen. Da aber bat Abalisse beinahe angstvoll: „Ach nein, laßt mich doch nicht allein hier! Ihr seid doch meine nächsten Freunde, ihr werdet mich doch nicht im Stich lassen jetzt!“

Und so, selbstherrlich wie immer im Namen aller Sprechend, hatte sie gleich eifrig berichtet: „Aber wir bleiben ja so gerne! Wir brauchen nur, es sei dir lieber, wenn wir trauern, weil keine Angehörigen doch kommen! Aber wenn du willst, daß wir bleiben...“

„Ja, ich bitte euch darum...“ murmelte Abalisse, die heimlich davor schauderte, beständig auf Maras Gesellschaft angewiesen zu sein. Denn ihre Mutter war noch ganz gebrochen und Klaudia dachte nur an ihre Zukunft als Lehrerin.

Sie hatte das Examen glänzend bestanden und sich sogleich danach um eine Lehrerinstelle beworben. Nun wartete sie auf die Entscheidung.

Denn es war gekommen, wie sie und Mara immer heimlich gefürchtet hatten: Onkel Lebrecht war ohne Testament gestorben! Sein Vermögen fiel zwei Nefen zu, die vor dem Gesch seine Erben waren. Der Majorin blieb nichts als die Pension.

Mara und Klaudia hatten den Fall, daß ihnen ein Erbteil des Onkels nicht zufallen würde, oft besprochen und sich alle Einzelheiten dafür bereits im Stillen zurechtgelegt.

Mara war überzeugt, daß Frau Cälias Talent ihr über alles weitere hinweghelfen würde, wenn der erste Schmerz vorüber wäre. Es würde ihr auch vom praktischen Standpunkt aus eine Hilfe sein. Man würde eine kleine Wohnung nehmen und Mama auch weiterhin alle wirtschaftlichen Sorgen abnehmen, damit sie ruhig arbeiten könnte, und Klaudia konnte Stunden geben. „Ich bleibe bei euch, so lange ihr mich braucht und lege die Rinsen meines bescheidenen Vermögens in die allgemeine Wirtschaftskasse“, schloß Mara dann immer. „So wird es ganz gut gehen. Manfred bleibt draußen in der Fabrik, das ist für ihn das Beste. Er lernt dort ein Mann sein und auf eigenen Füßen dann stehen.“

Daran wurde auch jetzt festgehalten, obwohl Gottulan den Angehörigen seiner Frau ein Heim bei sich anbot und Manfred ebenfalls durchaus für Mutter und Schwester sorgen wollte.

„Wir brauchen weder dich noch Leo“, erklärte Mara bestimmt. „Wir haben alles bereits besprochen und geordnet und wollen unbedingt unabhängig bleiben. Maras Talent braucht Ruhe zur Entwicklung.“

Das bewegte Leben in Leo's Hand oder bei dir in der Fabrik würde sie viel zu sehr zerstreuen und ablenken.“

„Aber Klaudia soll wenigstens nicht Lehrerin werden!“ sagte Manfred. „Der Gedanke ist mir unangenehm!“

„Warum denn? Unabhängige Selbstständigkeit ist doch der schönste Zustand auf der Welt! Laß Klaudia doch ihren Willen. Sie ist es ja, weil es ihr Freude macht. Wird es ihr brüderlich, kann sie ihren Beruf jederzeit aufgeben.“

Auch Kloma Gilbert und Leo Gottulan waren dieser Ansicht. Die erstere, weil sie unbedingt Maras Gedanken für die Klügsten anah, letzterer, weil ihm der Trieb, auf eigenen Füßen zu stehen, schon und achtenswert erschien.

Nur jetzt für die erste Zeit wünschte er, daß sie alle drei nach Karolinenruhe kämen, um sich zu erholen und vorläufig alle Sorgen beiseite zu lassen. Dies wurde mit Dank angenommen.

Inbessen gab es immerhin noch allerlei notwendige Dinge, die Gilberts in der Stadt festhielten. Onkel Lebrechts Nachlaß mußte den Erben verabsichtigt, eine neue Wohnung gesucht und gleich alles für die Überführung im Herbst verpackt werden.

Abalisse, die gleich nach dem Beidenbegräbniß die Stadt wieder verlassen hatte und viel zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, um anders als mit halbem Ohr auf die Reden der Bräuer zu achten, wußte von deren Zukunftsplänen nichts.

Sie nahm an, daß ihr Aufenthalt in Karolinenruhe ein dauernder sein werde und ärgerte sich nur darüber, daß Mara nicht kam.

Wie taftlos von ihr, Leo's Gastfreundschaft gleichfalls in Anspruch zu nehmen, wo ihm nun Mama und Klaudia ohnehin schon zur Last fielen und er Mara gegenüber keine Verpflichtungen hatte! Aber das war ihr ja wohl gerade recht, beständig in seiner Nähe zu sein.

Ihre ablehne konnte verbesserte die Stimmung in Karolinenruhe nicht gerade. Fröhlicher wurde es nur, wenn Prinz Löwentreu zu Gast kam. Und er kam fast täglich. Sommer fehr geschäft ansehnlich zu Zeiten, wo Leo Gottulan in der Fabrik oder sonst irgendwie auswärts beschäftigt war.

Ein einziges Mal waren beide zusammengetroffen: am Tage nach Abalisses Heimkehr, als der Prinz ihr einen feierlichen Beileidsbesuch machte und Leo eben zum Mittagessen aus der Fabrik heimkehrte.

Da trafen sie sich unten im Tur. Und dann tat Leo, was er sonst bei ausschließlich seiner Frau geltenden Besuchen nie getan: er begleitete den Gast in das Empfangszimmer, blieb die ganze Zeit über dort und tat offensichtlich so, als gelte dieser Besuch ihm genau so, wie Abalisse.

Seine Haltung war dabei haarscharf auf der Schneide zwischen Höflichkeit, die nicht ermutigen, und Zurückhaltung, die nicht gerade beleidigen will.

Abalisse bebte innerlich vor Jorn. So behandelte er den Mann, der ihr einziger, wahrer Freund war, der sie verstand und nun noch viel mehr bemitleiden würde...

Angleich kannte sie heimlich über Leo's Gelandtheit in der Beherrschung anderer Formen. Denn chaentlich machte er mit seinem genau abgemessenen Benehmen gegen Löwentreu einen überlegenen Eindruck.

Der Prinz war entschieden verwirrt durch die stolze, selbstbewusste Art dieses „Arbeitsmenschen“ und wußte ihr nur Sochamt entgegenzusetzen, was kleinlich wirkte.

Immerhin fand Abalisse, daß sie dem Prinzen für diesen Empfang in ihrem Hause eine kleine Genugung schuldig war. Sie lud ihn also beim Abschied mit besonderer Herzlichkeit ein, doch ja recht oft nachmittags zum Tee zu kommen, „wie früher in der Stadt“...

Und einige Tage später wußte sie es so einträchtig, daß man bei einem Spaziergang bis in die Nähe von Marings kam. Was sie im Stillen gehofft, trat ein: Leo machte den Vorschlag, den Prinzen zu „überfallen“. „Er wird sich riesig freuen! Er langweilt sich ja furchtbar hier, so allein. Wir müssen uns wirklich seiner ein bißchen annehmen!“

Löwentreu, der gerade von einem Rirschgang heimgekehrt war, schien sich wirklich sehr zu freuen, wenn Abalisse auch zu bemerken glaubte, daß er im ersten Augenblick etwas verlegen schien.

Dann ließ er durch seinen Kammerdiener Tische herausbringen, Förster Eisenhart mußte Wein aus dem Keller holen und die Försterin Waffeln baden.

So huschte inzwischen geschäftig hin und her wie eine Libelle, mußte überall dabei sein und alles lehen: den Rehbod, den Löwentreu getrenn erlegt, die Waffeln der Försterin, die jungen Dackeln im Hundezwinger und die blühende Wildrosenlaube im Gemüsegärtden, von der der Prinz erzählt hatte, daß sie „poetisch wie ein Gebüdt ansehe!“

Abalisse kannte heimlich. So kam ihr in dieser beifissen kindlichen Duedelbiligkeit geradezu komisch vor. Und Löwentreu schien das zu gefallen! Sein Auge wich kaum von der kleinen, schlanken Frau, die ihn beständig durch Fragen und Scherzworte in Atem hielt. Unbegreiflich!

Die Baronin warf ihr manchmal einen bezeichnenden Blick zu, als wollte sie sagen: „Nein, hatte ich nicht recht?“

Ein Gefühl von Müdigkeit und Überdruß überkam Abalisse plötzlich. Wie leer das alles war! Warum war sie eigentlich hergekommen? Sie wußte es selbst nicht mehr. Wußte nur, daß ihr etwas ganz anderes vorgehwebt hatte, als sie den Weg nach Marings eingeschlagen hatte. Eine unklare Sehnsucht, Freude zu bereiten... etwas gut zu machen.

Und nun fragte er ja gar nicht mehr nach ihr... Aber er fragte doch. Als Leo später ein Spiel vorschlug, benutzte Abalisse die Gelegenheit, um sich unbemerkt nach der Rosenlaube hinter dem Schloßchen zu begeben, um allein zu sein.

Da stand Löwentreu plötzlich vor ihr. „Rosentönigal!“ flüsterte er leise, und nun leuchtete der heiße, bewundernde Strahl wieder in seinen dunklen Eigenen Augen auf, der Abalisse schon öfter erschreckt hatte, weil er der Vorbote ebenso bester Worte war.

Gemeinnütziger Teil

Haus- und Landwirtschaft

Allerlei Klebmittel.

Soll Papier auf Glas geklebt werden, so weicht man 2 Gramm Tischlerleim tags zuvor in Wasser ein, mischt ihn nach Erweichen mit 50 Gramm Kanbis und 12 Gramm Gummiarabikum in 100 Gramm Wasser unter beständigem Rühren auf dem Feuer und läßt ihn bis zur Dünnsüßigkeit kochen. Man erhält einen festklebenden, vorzüglichsten Klebstoff.

Papier auf Blech klebt sehr fest, indem man 80 Gramm feingehobenen Kanbis und 100 Gramm Nitronwasserglas mischt. Dieser Klebstoff hält sich in gut schließendem Behälter sehr lange Zeit frisch.

Soll Kunstschuß auf Metall halten, bedient man sich einer Lösung von einem Teil Schellack, die in 10 Teilen Salmiakgeist vier Wochen lang in verschlossener Flasche ange stellt wird.

Ein vorzüglichster Kitt, um ge sprungene Ofenacheln zu reparieren, ist eine Mischung von frisch gebranntem Gips und Anthracenpulver, welche mit Wasser zu einem mäßig dicken Brei angerührt wird. Diese Mischung trägt man mittels Pinsels auf die Bruchfläche auf und läßt sie bis zum Erhärten zusammen. Auch eine Mischung von 200 Gramm gesiebter Solzahle, 200 Gramm feingeseibtem Lehm und 25 Gramm Salz, alles mit Wasser zu einem dünnen Brei ver rührt, gibt einen guten Ofenackelkitt ab.

Für bunte Aquarelle ist Schlämmkreide, mit Eiweiß verrührt und mit der passenden Farbe der Ofenacheln gefärbt, eine vorzügliche Klebemasse.

Messerklingen befestigt man in den Festen mit flüssig ge machtem Kolophonium, mit welchem man die entsonnenen Zwischen räume ausgießt. Messer, die auf diese Art wieder festgemacht wurden, dürfen späterhin niemals in heißem Wasser gereinigt werden, da sonst das Kolophonium weich würde.

Einen wasserdichten Kitt für Badewannen stellt man her, indem man feingepulvertes Hammerschlag, Biegemehl und gepulverten Kalk zu gleichen Teilen in starker Lauge zu einem Brei ver rührt. Dieser Kitt muß in noch frischem Zustande verwendet werden.

Einen haltbaren Kleister erhält man, wenn man 240 Gramm Roggenmehl und 30 Gramm feingepulvertes Gummiarabikum in 240 Gramm kaltem Wasser knetet, darauf ein halbes Liter kochendes Wasser zuschüttet und das ganze so lange erhit, bis es dickflüssig geworden ist. Wenn die Mischung fast erstarrt ist, werden noch 60 Gramm Glycerin dazugegeben. Soll dieser Kleister längere Zeit stehenbleiben, so ist es ratsam, einen Zusatz von Borax zu machen. Dieser Zusatz verhindert das Verberben, denn saurer gewordener Kleister hat seine Klebefähigkeit verloren.

Reinigung gebrauchter Weinflaschen.

Alte Weinflaschen können wiederholt zum Abfüllen des Weines benutzt werden. Sie müssen aber erst gründlich gereinigt werden. Hierzu wird oft Bleischat verwendet. Dieses ist aber aus sanitären Rücksichten nicht empfehlenswert. Man spült die Flaschen mit Salzsäure aus, welche mit zwei Teilen Wasser verdünnt wurde. Sind die Flaschen sehr lange unbenutzt gewesen oder sehr schmutzig geworden, so reinigt man sie mit einer Lösung von 20 Gramm Chloralk auf ein Liter Wasser. Man füllt damit die Flaschen bis an den Rand und läßt sie mehrere Tage stehen. Darauf werden sie mit klarem Wasser gut nachgespült.

Reinigung der Marmorplatten.

Bei dem täglichen Gebrauch verlieren die Marmorplatten ihre weiße Farbe. Diese kann man durch folgendes einfaches Mittel wieder erzielen. Man löst Seife in Wasser auf und legt sie mit gebranntem Kalk in eine irdene Schüssel. Dann verrührt man alles zu einem dicken Brei und trägt ihn mit einem flachen Holz dünn auf die Platte. Nach einigen Tagen wäscht man den Brei wieder ab und spült mit lauem Wasser einmal nach. Dann wird der Schmutz verschwunden sein.

Landmanns Arbeiten im April.

Der Frühling ist da und mit ihm über Nacht neues Leben in allen Eden und Gärten, aber auch Arbeit in Fülle. In wärmeren Lagen hat ja der März schon viel vorgebeichtet, aber im allgemeinen darf man wohl in ganz Deutschland den April als den Frühjahrsaatmonat bezeichnen. Man überreile die Saatbestellung nicht, bediene vielmehr, das Getreidefeldern und auch die Kartoffel zur Keimung die notwendige Wärme gebraucht. Es ist aber doch anzuraten, in diesem Monat jämliche Kulturgewächse in die Erde zu bringen, soweit sie nicht zur Grün düngung dienen sollen oder vor verpäteten Nachfröhen zu schützen sind. Sobald der Boden gehörig abgetrocknet ist, sät man also Erbsen, Sommerweizen, Sommerroggen, Hafer, Gerste, Weizen und auch Saat lupinen. Auch Möhren werden jetzt in die Erde gebracht, da sie lange Zeit zur Keimung gebrauchen. In der zweiten Hälfte des Monats werden auch die Kartoffeln gesteckt; man verwende aber nur gut ent wickelte Knollen von mindestens Gühnergröße. Die kleinen Kartoffeln keimen zwar auch, aber sie bringen nur schwache Pflanzungen hervor und

ernähren diese unvollkommen. Eine frische Stallmistdüngung ist nicht die beste Vorbedingung für den Kartoffelbau, und wo man die Düngung nicht schon im Herbst oder Winter ausführen kann, dort ergänzt man den Stallmist besser durch eine künstliche Düngung. Thomasmehl in Verbindung mit 40 Prozent Kalksalz und zwar 2 bis 3, bezw. 1 bis 2 Zentner pro Morgen, bringen die Kartoffeltriebe gut auf die Beine. Auch zu Sommergetreide kann der genannte Phosphor säuredünger verwendet werden, da er jetzt in so seiner Vermahlung herge stellt wird, daß er sofort löslich und wirksam ist. Auch auf den Weizen kann zu Anfang des Monats eine Kopfdüngung mit Thomasmehl und Kainit erfolgen, falls eine solche nicht schon im März möglich war. Sind noch Wasserstauungen vorhanden, so sind dieselben scheinlich zu beseitigen. Disteln und Herbstgeißweide werden ausgefodert und hark nädige Triebe später vor der Samenbildung abgetrennt. Weizen, die zur Viehwede benutzt werden sollen, sind einzuzäunen; alle Eisen bahnhöfen und starker Drabt sind geeignetes Material dazu.

Im Obstgarten muß die Frühlingspflanzung beendet sein, soll doch noch gepflanzt werden, so ist tüchtig und anhaltend zu gießen. Das Beschneiden wird beendet; das Imfen der älteren Bäume und das Kopulieren der Wildlinge ist noch anzuzuführen. Um dem Baume Reu chigkeit zuzuführen, sind die Baumstämme offen zu halten; auch Düng güsse sind angebracht. Um die Größe und das Aroma der Früchte zu begünstigen, streut man künstlichen Dünger (Thomasmehl und Kainit) unter der Baumkrone aus, so daß der Regen diese Düngstoffe auflöst und in den Baum führen kann. Im Gemüsegarten wird fleißig ge graben, gehackt, gestät und gepflanzt. Bei trockenem Wetter muß schon tüchtig gegossen werden; man tut dieses aber nur morgens und abends und nimmt dazu abgekandenes Wasser. Auch darf man nicht mit zu starkem Strahl gießen, da sonst die Pflanzen und Samen ausgepöht werden. Im Mittelbeet werden die empfindlichen Pflanzen wie Gurken, Kürbis und Melonen, vorgeeimt. Will man diese Gemüse schon im April ins freie Land setzen, so bedeckt man sie über Nacht mit einem ungefühlten Topf.

Im Herbststalle bringt der April wenig Änderungen hervor; die Stuten füllen jetzt häufig und sollen dann gut gepflegt und 2-3 Wochen lang geschont werden. Später läßt man sie leichtere Arbeiten berich tigen. Waren sie längere Zeit abwesend, so überwache man das Saugen. Kräftige Stuten bringt man am neunten Tage nach dem Füllen zum Dengst; sie nehmen dann leicht wieder auf.

Bei dem Rindvieh wird gegen Ende des Monats schon mit dem Weibeetrieb begonnen. Der Übergang von der Trockenfütterung zum Grünfütter muß ganz allmählich vor sich gehen. Morgens also zunächst ein gutes Trockenfutter und um 10 Uhr auf einige Stunden hinaus ins Feld. Jungvieh und Jungochsen behalten das bisherige Futter bei.

Wo die Schweine auf die Weide getrieben werden sollen, kann man schon jetzt damit beginnen; vor Reif sind sie aber zu schützen. Mit Rücksicht auf die steigende Temperatur in den Ställen sind diese fleißig zu lüften und die Strohmatten von den Tieren zu entfernen. Reichliche Einstreu ist aber immer notwendig, da die Schweine leicht Er kaltnngen und steife Glieder davontragen; Ferkel bekommen auch leicht die Poden.

In der Geflügelzucht ist der April der wichtigste Monat, da jetzt selbst die jüngsten Zuchtthiere zu legen beginnen. Die Brut muß jetzt in vollem Gange sein, wenn man Frühleger erzielen will. Die Küken schüt man vor Wind, Regen und Kälte und gibt ihnen an ungünstigen Tagen einen geschlossenen Raum frei, der aber nicht überpöfirt werden darf. Gutes, frisches und reichliches Futter fördert das Wachstum der Tiere sehr.

Rätseldecke

Vierfältig.

Eins—zwei ein Mädchename recht zart und trant
Eins—drei, auch vier, jedoch von eins nimmt fort
Getrost mit stinker Hand den letzten Laut —
Und eine Nacht, sie war 's am süßen Ort,
Erscheint vor deinem Blick wie verklärt.
Das Ganze nun im Kochtopf hart beghrt.

Süßenrätsel.

- 1-2 ein Getreide.
- 3 eine Stadt in Baden.
- 1-2-3-3 ein Ort in Mittelfranken.

Vergeltliche Räthe.

Eine wollt ich gewinnen
Mit schöner Worte Fluch,
Verschwendet war meine Rede,
Merkt daß ich mit Verdruß.
Und eine zu verzehren
Gefüßet schon lange mich,
Doch als den Preis ich härte
Vor Schred verzichtete ich.

Auflösungen aus der letzten Nummer.

Dreifantig: Der—wisch.
Dichterlos: Platen, Platin, Plauen.



Heute existierte er sie nicht. In der zerrissenen, zwischen Trost und bitter empfundener Vereinstimmung schwankenden Stimmung, die sie seit der völligen Entzweiung ihres Mannes beherrschte, tat er ihr sogar weh!

Nicht alle haben über sie hinweg! Einer wenigstens lebte, den ihre Nähe beglückte, dem sie über alles teuer war, so wie sie eben war... „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind!“ sagte der Prinz. „Ich meinte, es schon nicht länger ertragen zu können, Sie immer nur von fern oder in Gegenwart anderer sehen zu dürfen. Sie ahnen ja nicht, Madonna, wie ich mich nach Ihrem Anblick lehne...“

„Davon habe ich heute noch nichts bemerkt. Durchlaucht!“ sagte Abalie, sich plötzlich seiner Besessenheit gegen So erinnernd. „Sie hatten bisher ja nur Augen für die Gräfin! Ich würde Ihnen auch raten, rasch zur Gesellschaft zurückzukehren. Man wird Sie vermissen!“ „Nein, Förster Eisenhart führt die Herrschaften zu einer neu errichteten Jagdhäusel, und ich gab vor, den Fischweber holen zu wollen.“ (Fortsetzung folgt.)

Der Hut.

Stüze von Elise Krafft.

Fünfund — nein, sechsmal war sie bereits an dem Schaufenster vorbeigegangen, in dem er stand...

Und einmal bereits darin gewesen, in dem Puffalon — ach — es war ja eigentlich kein Geld — nein — zweitens ein Mark, und die Verkäuferin hatte gesagt, Ausnahme, Schaufensterpreis, denn sonst konnte man doch heute keinen Hut aus Panno, aus solchem giftgrünen Panno mit drei echten Reihern für so eine lächerlich kleine Summe herstellen.

Hannchen senkte und ging zum siebenten Mal an dem geliebten Hut vorbei. Es reichte nicht, nein, es reichte nicht. Und wenn man als Stenotypistin auch ein sehr glänzendes Monatsverdienst machen kann, was hat sie ja nie was sparen können. Die Horstrümpfe, die Wispen Anzugschube, der Seidenjumper — oje, oje — gar nicht erst von den passenden Handschuhen und den verführerischen Kaffeestunden bei Lortz und Geigenbräu zu reden. Lebensmittel mußten ja leider auch sein, wenn wieder ein Vater noch eine Mutter da waren, die sie bezahlten, und das blühende Zimmer bei der Frau Hauptmann im Gartenhaus drei Treppen war auch teuer genug mit den alten, tomischen und verführerischen Möbeln.

Abwärts war das ein Gedanke — ein kleiner Hoffnungsstrahl — denn Frau Hauptmann war eine sehr nette Frau. Wenn sie nur einen Monat mit der Miete wartete, könnte Hannchen den Hut vielleicht doch noch kaufen, ehe er in andere Hände kam, was doch jeden Augenblick geschehen konnte.

Hannchen kehrte um und ging nach Hause. „Hut — wie das mal wieder nach Wohl im Korridor roch. Und nach schlechtem Bratfleisch. Eigentlich hätte man sich das ganz anders in einer so feinen Familie vorgestellt, wo der Mann mal Offizier gewesen, und die Kinder so stolze Namen wie Gorst und Edelgunde hatten...“

Die Frau Hauptmann sah in der Wohn- und Schlafstube, der einzigen, die sie nicht vermietet hatte, und strich die Wolljacken für ein Geschäft.

„H. abend...! Na... so fleißig, Frau Hauptmann? Das soll ja jetzt kein bezahlt werden... so Heimarbeit... nicht?“ fragte das Gänchen, ließ spielerisch das die Wolljacken vor sich trudeln und senkte.

„D... Wie man... es nimmt“, sagte die schlau Frau mit den frühen grauen Haarfäden über der Stirn.

„Ja... und was ich Sie noch... bitten wollte, Frau Hauptmann, so... so eilig haben Sie's doch nicht diesmal mit der Miete... n... n... nicht.“ Ich hab' da einen Hut bei Wollenschläger im Schaufenster gesehen... aufprobiert... ich sage Ihnen, wofür... so was kriegt ich mein ganzes Leben nicht mehr für den Preis! Und man... man ist doch nur einmal jung, und...“

„Ja... nicht die andere... nur... einmal jung ist man...“ „Naja“, fuhr Hannchen mutiger fort... „Sie verstehen einen ja immer so fein, Frau Hauptmann... und daß man nie Geld genug hat, auch... es doch alles so entsetzlich teuer...“

Darauf antwortete die schlau Frau nichts. Nur den Kopf hatte sie ein wenig tiefer geneigt, um die Maschen wieder aufzunehmen.

„Ich zahle denn das Geld gleich im nächsten Monat mit... es ist ja nicht so viel... Miete dreihundert... Licht dreißig... dann war wohl noch was angelegt für Wäsche... oder haben Sie diesmal wieder selbst gewaschen?“

„Ja...“ Aber sie erschrak doch nun ein bißchen, denn... sie sah es ganz deutlich, und es war das erstmal, daß sie so etwas an der verschlossenen Frau sah; die Frau Hauptmann warnte. Der schlauke Weib auch, auch... und über die himmelblaue Wolle tropfte es unaufhaltsam herab in schweren, großen Tropfen.

„Ich kann leiber nicht... es tut mir sehr leid, Fräulein Hannchen, aber es ist mir wirklich nicht möglich, zu warten. Die Kinder... sie hockte, erhob sich, und Hannchen konnte ihr Gesicht nicht mehr sehen. Daß man sich nicht einmal mehr beherrschen kann, verzeihen Sie, Kleine...“

Hannchen hatte das Gefühl, daß sie jetzt etwas sagen oder tun müsse. Denn das war schrecklich, so ein lautes Weinen. Aber der Gedanke, den grünen Hut nicht zu bekommen, der war noch schrecklicher. „Ja...“ senkte sie... „es ist eine entsetzliche Zeit, Frau Hauptmann...“

Und schritt aus dem Zimmer, als ob die Tränen hinter ihr herströmten, so eilig.

Im Korridor drängten zwei kleine Gestalten gegen sie an, vielmehr der Jünger war eigentlich schon sehr groß für seine acht Jahre. Sie wollten mit in Hannchens Stube, was manchmal geschah... aber sie blieb während die Geschwister zurück.

„Bleibt draußen, ich habe keine Zeit und Lust...“ Der Junge blieb in der Tür stehen, und die kleine Edelgunde blickte sie aus dem zarten Gesicht traurig an.

„Haben Sie nicht wieder Krücken?“ „Aber ne Stulle?“

„Aber man bloß einen kleinen Apfel“, verbesserte das Mädchen erschrocken ob des Trubers Kühnheit.

„Nein“, sagte Hannchen, „gar nicht hab' ich“, und hauss flog die Tür vor den Kindern zu.

Im Zimmer war es so warm, als ob bereits geheizt sei. Daß das nun an der Sonne, die heute so lange schien?

Hannchen warf den alten Hut und die Strickjacke so heftig irgendwo hin, daß ein kleines Glasbüchsen, ein bunter Spruch mit einem Eisenzweig, von der Mahagonitommode fiel.

Während war sie... wütend. Bis sich ihr Blick weitete... erstaunt, abgelenkt von ihrem Jörn und ihre Hände hastig nach dem Brief griffen, der auf dem Tisch lag. Eine fremde Marke daran, ihre richtige Adresse... von Willi... wahrhaftig, der Willi hatte zum ersten Mal geschrieben aus America.

Der Umschlag flatterte dem Spruch nach... das hüner Briefpapier knisterte, und darin lag noch etwas, vier... der Schreck, daß das war ja ein lebhafter Dollar, ja... so sah ein Dollar aus, der heute fast auf zweitausend in Berlin stand... hurrah... beinahe zweitausend Mark für so ein Stück fremdes beständliches Papier... kaum konnte Hannchen lesen vor Wonne. „Liebes, kleines Blaudchen, nun sehe ich hier brühen im Lande der unbefruchteten Möglichkeiten und wünschte, Dein süßes Plappermäuschen würde mir was Deutliches vorschlagen, denn das wäre jetzt Mut für mich anstatt der Fremde. Jedenfalls komme ich wenigstens so langsam dazu, alte Schulden zu begleichen, oder vielmehr, keine Wohlthaten gut zu machen, die man mir erwiesen hat, ich schide Dir erstmalig einen Dollar, denn mehr habe ich nicht übrig, man kann ja bei Endy sehr viel Bier für einen Dollar trinken, während ich hier bei Wasser sche und Limonade. Kauf Dir für den Dollar ein Stück Freude, kleines Plappermäuschen und sie bedankt für Deine Hilfe in meiner bösen Zeit. Gabe es viele Gelder im Vaterlande, hätte ich nicht übers Meer brauchen in die Fremde, und grüße mir mein Berlin recht schön von Deinem Willi...“

Hannchen hatte gelesen... schloß sie in nochmal ganz ungewohnt züßrig und stülpte sich dann den alten Strohhut wieder über. Ohne Jacke ließ sie die Treppen hinunter, ins nächste Wechselgeschäft... schnell, nur schnell, daß sie nicht am sechs zumachten. Aber sie kam doch zu spät.

Nur der Modestalon war noch offen, der dicht neben dem Goldanfangsgeschäft lag, in dessen Schaufenster es blitzte und blinkte.

Hannchen hatte eigentlich keinen Blick heute für die Pracht wie sonst, denn sie sah schon den Giftrünen, der Gottlob noch nicht verkauft war, und den man ihr vielleicht auch für den noch nicht umgewechselten Dollar reservierte. Sicher würde man das tun bis morgen... Aber da lag vorne an in dem Schaufenster eine silberne Kette mit einem Medaillon, das aus lauter tief gravierten kleinen Rosen bestand. Darunter war eine Kapsel, die aufsprang, wenn man auf eine der Rippen drückte. O, sie konnte dieses Schmuckstück gut, es war ja das Brautgeschenk des Herrn Hauptmann an seine junge Frau gewesen, damals vor dem Kriege. In der Kapsel war sein Bild... und jeden Tag hatte die Frau Hauptmann es auf dem Halskettchen getragen... sicher in der Nacht auch sich nicht davon getrennt. Nun aber lag es hier zum Verkauf...

Hannchen stand... stand... preßte die Fingernägel in den Dollar und sah ein blaßes Fräulein, über das so viele stumme, heiße Tränen rollten.

Sie wollte sich einen Ruck geben dem Hut zu... dem geliebten Giftrünen aus Panno und weichen Reihern, aber ihre Kräfte waren wie angewurzelt. Den Willi sah sie, den lieben, anständigen Kerl, der nicht einmal gewagt hatte, ihren Mund an zu küssen. „Du Schaf“, hatte sie damals gedacht, und nun war es eigentlich sehr gut, daß es keine Liebeli geworden war, der man hoffnungslos nachtrauert.

Hannchens Fäße kamen endlich los von dem Strohsackflaster. Aber sie tappeten nicht in den Modestalon... nein... in das Goldanfangsgeschäft. Ja... der Dollar genügte... sie bekam sogar noch einhundertdreißig Mark heraus. Es reichte gerade für eine Einzahlung zum Winterhut, den man nun mit einer alten Seidenbluse überziehen, und vielleicht den Indianerhut, den man bereits dreimal umgeändert, seitwärts garnieren könnte. Zwei Pfund Mehl und ein goldgelbes, frisches Brot konnte man sogar auch noch von dem Rest mit nach Hause nehmen...

Und... Willi... o Willi... einen großen Baden... nicht nur ein kleines Stück Freude.

Schon auf der Treppe klopfte Hannchens Herz wie ein Hammer. Und erst im Korridor, der jetzt ganz dunkel war. In der Stube der Frau Hauptmann war es schon das reinste Trommelschlagen... Als ob sie etwas Böses im Sinn hatte, so heftig leckte sie das Kästchen mit der silbernen Kette und dem Medaillon in das Dämmerlicht vor die reglose Frauengestalt am Fenster, in deren Schoß sich die kleine Edelgunde schmiegte. O Gott, war das peinlich. Ein Glück, daß man Brot und Apfel rasch noch auf den Küchentisch draußen gelegt... Die alternde Frau fuhr hoch, starrte auf das Kleinod und begann zu sammeln.

Aber Hannchen hielt sie mit ihren jungen, starken Armen fest.

„Der Willi hat Geld geschickt aus America... Gott... der schwimmt sicher in Dollars... wir werden noch Millionäre, Frau Hauptmann, wenn jetzt öfter solche Briefe kommen“, sagte sie, indem sie zu lachen versuchte.

Denn sonst hätte sie auch losgehört... vor lauter Gelligkeit und Eitel. Denn die feine, zarte, noch immer schöne Frau hatte sie gelüßt... direkt auf den Mund... Und so was war entschieden mehr wert, als der dumme Giftrüne, den ein Schneekorn in einer Minute verderben konnte...“

